



eine Begegnung mit A*** brachte den Lebenswandel, den ich mir seit einigen Monaten angeeignet hatte, nicht sofort durcheinander. Ich fügte den Nächten lediglich eine weitere Station als Auftakt hinzu, den obligatorischen Abstecher ins *Eden*. Doch aus meiner Faszination wurde Leidenschaft, die nach mehr verlangte. Sie ließ sich nicht länger mit dem täglichen Höflichkeitsbesuch zufriedenstellen.

A*** pilgerte natürlich gern durch die Discos, sobald die Show im *Eden* zu Ende war, und schaute so auch bald regelmäßig im *Apocryphe* vorbei, mit einem Teil der Truppe des *Eden* im Schlepptau. Zu meiner Freude tanzten sie viel, und ihre gekonnten Einlagen machten mir wieder Lust auf die Arbeit. Manchmal gesellte sich A*** einen Moment zu mir in meinen Glaskäfig. Dann konnte ich nicht nur zusehen, wie mein Gast beim Tanzen allen anderen die Schau stahl, sondern auch diesen unwiderstehlichen Akzent genießen, wenn wir uns unterhielten. Und meinte, so manches Mal, in der durchtriebenen und zugleich charmanten Naivität,

die dabei zutage trat, die geistige Entsprechung von A***s Tanzstil zu erkennen.

Wir kamen uns recht schnell so nahe, dass wir fast jeden Tag gleich nach dem Aufwachen miteinander telefonierten und mindestens einmal pro Woche gemeinsam zu Abend aßen, nur wir beide, worauf ich mir erlaubte, A*** bis zum *Eden* zu begleiten. Dann trafen wir uns, wie schon erwähnt, im *Apocryphe* wieder, und manchmal trieben wir uns hinterher noch andernorts herum. Die seltsame Vertrautheit zwischen uns entsprang weder einem besonderen Einverständnis noch vereinten Interessen; sie war auch nicht Ausdruck oder Folge einer Freundschaft oder Liebe zwischen uns. Das Vergnügen, das mir A***s Gegenwart bereitete, war nicht an besonders originelle Ansichten oder gemeinsame Vorlieben geknüpft; es gab zwischen uns weder Streit noch tiefere Gespräche. Ich genoss unsere Nähe und unsere Unterhaltungen ganz ähnlich wie auch A***s körperlichen Charme und A***s Art zu tanzen: wie etwas Ästhetisches, das ich nur einer Leichtigkeit des Seins zuschreiben konnte, die aber nicht ins Belanglose abglitt. Leichtfertig und tiefgründig, besser kann ich A*** nicht fassen, präsent und unaufdringlich zugleich.

Unser gemeinsames Erscheinen überall, die Aufmerksamkeit, die wir einander entgegenbrachten, gab Anlass zu Gerede; unsere Treffen, die nur in der Öffentlichkeit stattfanden, ließen eine intimere Beziehung vermuten, die damals noch gar nicht existierte. Im *Apocryphe* und anderswo bekam ich zu hören, was für ein ungleiches Paar wir

doch seien, man scherzte über den Kontrast unserer Hautfarbe, hob unsere Unterschiede hervor: A***s verrücktes, übermütiges und weltoffenes Wesen, das hemmungslose Gestikulieren und Sprechen im Gegensatz zu meiner Zurückhaltung und maßvollen Art. A*** hingegen musste die unablässigen Bemerkungen über mich und meinen religiösen und sozialen Hintergrund ertragen. Ständig wurde über meine unbegreiflichen Absonderlichkeiten geredet: meine Isolation und meinen Hang zum Alleinsein, gepaart mit dem Eintauchen in diese neue Welt; den ungewöhnlichen Verzicht auf eine Universitätskarriere, von dem inzwischen alle wussten, zugunsten eines Jobs als Aushilfs-DJ. Weil es keine stichhaltige Erklärung gab, musste sich dahinter doch irgendein Laster oder eine Perversion verbergen.

Was fand ich nur daran, meine Zeit mit jemandem zu verbringen, mit dem mich weder eine gesellschaftliche, intellektuelle noch eine ethnische Gemeinsamkeit verband? So lautete der Kern der Frage, die die Geister umtrieb. Schwarze Haut, weiße Haut: Unser Äußeres sprach gegen uns, unsere Intimität verstieß gegen den gesunden Menschenverstand, der wollte, dass sich Gleiches zu Gleichem gesellte. Und weil die Farbkombination als unmöglich galt, wurde unsere Verbindung überhaupt als widernatürlich empfunden.

Um dem Ärgernis ein Ende zu bereiten, musste sie in die Schranken des Bewährten und Altbekanntes verwiesen werden; das Ungeheuerliche unserer Beziehung, ihre Dualität, war nicht zu dulden. Man versuchte also, mir ein-

zureden, dass wir unvereinbar seien, und mich so von A*** abzubringen. Doch ich schenkte der ganzen Aufregung, die meine Bindung zu meinem vermeintlich absoluten Gegenbild provozierte, keinerlei Beachtung. Man sprach in meiner Gegenwart von der Flatterhaftigkeit, den vielen Affären und der Unmöglichkeit, A*** ganz für mich zu gewinnen. Man informierte mich wohlmeinend darüber, dass wir beide nicht vom selben Schlag seien, ja nicht einmal dieselbe Spezies. Man riet mir davon ab, aus dem Verhältnis eine ernsthafte Beziehung entstehen zu lassen, falls ich das denn wolle, und für den Fall, dass es leider doch schon so weit wäre, die Sache möglichst rasch zu beenden, bevor es zu schmerzlichen Krisen und Kummer und Sorge kam.

Ich scherte mich nicht um diese Meinungen, Ratschläge und Warnungen, diese Lästereien und Verleumdungen. Dass A*** leichtlebig, sprunghaft und launisch war, wusste ich selbst. Und stellte mich taub für das Konzert der gut gemeinten Gehässigkeiten und freundschaftlichen Beziehungen, die darauf zielten, mich zu entmutigen.

Eines Morgens im *Kormoran*, der letzten Anlaufstelle für Nachtschwärmer, sah mich ein alter Gauner, den ich kannte und kaum mehr schätzte als seine Berufskollegen, mit A*** hereinkommen und rief mich zu sich an die Bar, wo er wie immer saß, um mir nach der üblichen feierlichen Begrüßung, untermalt von vielsagendem Augenzwinkern, den folgenden seltsamen Vortrag zu halten.

»Du weißt, dass ich dich mag. Also, hör mir mal zu. Diese ganzen Deppen, die haben ja keine Ahnung. Bloß weil ich manchmal mit dir quatsche, dich ein bisschen kenne, kommen sie seit einer Woche ständig bei mir an und sagen, du spinnst, du bist verrückt. Na ja ... dass du ohne Sinn und Verstand der hübschen Kreatur da nachläufst [er meinte A***]. Weißt du, was sie sagen? Dass es zwischen Schwarzen und Weißen nicht funktionieren kann ... dass das vorne und hinten nicht passt ... Tanzen und Studieren, verstehst du? ... [Er machte eine kurze Pause, um seinen Whisky auszutrinken.] ... Aber die kapiere überhaupt nichts, sag ich dir ... Seit zwei Wochen beobachte ich sie, deine Eroberung ... Und ich kenn mich aus mit Schwarzen ... In den letzten zehn Jahren sind mir so einige von denen untergekommen ... Also hör zu, wenn du wirklich dranbleibst, dann hast du bald gewonnen ... Diese ganzen Idioten reden Schwachsinn ... Dass du dich unter Wert verkaufst! Das sagen sie doch, oder nicht? Wenn du mit denen redest, die schnallen es einfach nicht: kapiere nicht, was du dran findest ... [Er bestellte sich noch einen Whisky und zündete seine Zigarre wieder an.] Aber ich weiß, was du dran findest ... Komm in einem Monat wieder, dann reden wir noch mal drüber. Ja, ja! Das ist noch nicht in trockenen Tüchern, das braucht Zeit. Ich sags dir! Verführen! Zieh alle Register, lass dir was einfallen ... Das dauert, aber du bist ja geschickt ... Nur Geduld, und Herrgott nochmal, dann kriegst du, was du willst! Dann können sie sich ihr dummes Geschwätz sonst wo hinstecken.«

Er schüttelte mir kräftig die Hand, nachdem er seinen Monolog beendet hatte, heiser und mit dem kehligen Akzent, der allen, die nicht daran gewöhnt waren, wie er die Silben verfälschte, vollkommen unverständlich war. Die Edelnutte an seiner Seite schaute verwirrt und blinzelte. Ruggero, so nannte er sich, sah mich väterlich an, die Zigarre zwischen den Zähnen, und genoss meine Überraschung. »Bleib dran, sonst kriegst du's mit mir zu tun ... Wenn du den Sieg einfährst, geb ich Champagner aus. Lass dich nicht vom Gerede unterkriegen, von dem ganzen Klatsch und Blabla ... Und jetzt geh und kümmer dich um die Liebe.«

A*** hatte, wie sich herausstellte, nichts von der ganzen Predigt mitbekommen, die ich mir hatte halten lassen. Während der zehn Minuten, die ich mit Ruggero verbrachte, hatten sich offenbar andere dazu berufen gefühlt, ihrerseits darauf hinzuweisen, dass ich mit allen Mitteln um A***s Aufmerksamkeit buhlte und mehr. Man sah uns überall zusammen, doch keine Haltung, keine Geste ließ auf eine Affäre schließen. Man wusste nicht, woran man war, und fand es unerträglich. Ein kurzes Techtelmechtel, einen One-Night-Stand ohne Gestern und Morgen hätte man entschuldigt. Doch eine Verbindung, die scheinbar nicht sexueller Natur war, ließ sich einfach nicht rechtfertigen.

Trotzdem hatte Ruggero in derben Worten genau das formuliert, wonach ich unbewusst strebte. Durch seinen Monolog waren mir meine Absichten klargeworden. Denn genau darum ging es mir im Grunde. Die Zuneigung, die ich A*** gegenüber empfand, verlangte danach, ausgelebt

zu werden, das Vergnügen, das ich empfand, wenn wir zusammen waren, forderte Raum zur Entfaltung. Ja, ich wollte A***, und gegenüber diesem einen Wunsch verblassten alle anderen Sehnsüchte, Bedürfnisse und Pläne. Der Vollzug meiner Liebe wurde plötzlich zur Notwendigkeit.

Zu meiner Überraschung wurde ich so von Begehren überschwemmt, dass es wehtat. Die Vorstellung, A***s Haut zu berühren, berauschte mich. Am liebsten hätte ich alle weggeschickt, ja ausgelöscht, die sich um A*** drängten und mir diese Möglichkeit versagten. Ich wollte A*** der ganzen Gesellschaft und den aufdringlichen Blicken entreißen und nur zu zweit ins Verborgene entfliehen. Ohne dass ich es merkte, heftete sich mein Blick auf den begehrten Körper und wurde, weil ich so unter Druck stand, hart und angestrengt. A*** trug an diesem Abend ein schwarzes Seidenhemd und eine Bundfaltenhose aus weißem Leder, die die muskulöse Form der Hüfte betonte. Die Haare, kürzlich für eine Show abrasiert, wuchsen wieder nach und bedeckten den Schädel mit dunklem Flaum. So gab es nichts, was von dem puren, nackten Gesicht ablenkte, nichts, was die Proportionen hätte verfälschen oder eine Unvollkommenheit hätte kaschieren können. Von A***s afrikanischen Wurzeln war nichts geblieben, höchstens eine kaum wahrnehmbare sinnliche Fülle der Lippen.

Mehr kann ich über diesen Körper nicht sagen, obwohl ich ihn doch unzählige Stunden betrachtet habe. An diesem Abend jedoch wuchs aus dem Schauen der Drang, auch Besitz zu ergreifen ... A*** bemerkte mein ungewohntes Ver-

halten und sprach mich darauf an. Ich wich aus; ich war zu feige, den Grund meiner Verwirrung zu enthüllen, und brachte es schlicht nicht über mich, klar zu sagen, was ich empfand. Den Rest des Abends herrschte in meinem Inneren ein totales Chaos; ich wurde von schneidendem Verlangen, losgelösten Gesprächsfetzen und aufblitzenden Bildern von A*** beim Tanz heimgesucht.

Wir trennten uns an einer Kreuzung mit dem flüchtigen Kuss auf die Lippen, der nicht mir allein vorbehalten war. Zu Hause jedoch war an Schlafen nicht zu denken. Dabei war die Nacht, wie gewöhnlich, lang und anstrengend gewesen. Doch die Überdrehtheit, die beim Abklingen des Begehrens auf die wirre Erregung folgt, raubte mir sämtliche Energie – selbst die, welche man zum Einschlafen braucht. Ich warf mich im Bett von einer Seite auf die andere, wie auf einen Körper, an den man sich in letzter Verzweiflung krallt. Mich peinigten die Erinnerung an A***s Duft, der verbliebene, kaum noch spürbare Druck der Schulter, als wir uns gegen Morgen beim Reden aneinandergelehnt hatten; der Nachhall von A***s Nähe an meinem Körper, die Hand, die einen Moment lang an meinem Gesicht gelegen hatte, der Schenkel, der sich auf dem engen Raum, den wir zum Sitzen hatten, an meinen gepresst hatte. Ich meinte, diese Körperteile auf mir zu spüren, obwohl sie doch gar nicht mehr da waren; die Wirkung hielt noch lange an, nachdem ihre Ursache verschwunden war, und mit unveränderter Intensität. Eine Empfindung wie im Wahn, als wäre mir ein Körperteil amputiert worden. Diese Empfindung, die auch

nach dem Auseinandergehen, der Trennung unserer beiden Körper, andauerte wie eine Verbrennung, hielt mich wach. Ich schwankte den ganzen Morgen zwischen der Wut, mich nur an die Leere und die Erinnerung klammern zu können, und der flüchtig empfundenen Glückseligkeit der vergangenen Nacht, die ich in Gedanken wiederzubeleben suchte.

Ohne ein Auge zugemacht zu haben, stand ich gegen zwei Uhr am Nachmittag auf, noch immer geplagt von einer Mischung aus Verzweiflung und Benommenheit. Ich tigerte bei geschlossenen Fensterläden ziellos durch die Wohnung und sagte mir zwei Stunden lang völlig unzusammenhängend alles vor, was mir durch den Kopf ging. Das Klingeln des Telefons, das mitten in meinem Monolog ertönte, erschreckte mich. Ich wusste, wer anrief, hatte aber Angst davor, beim Abheben meine Nervosität zu verraten. Ich nahm trotzdem den Hörer ab, und schaffte es durch eiserne Beherrschung, mich mit A*** gegen sechs Uhr im *Café de Flore* zu verabreden.

Sobald wir aufgelegt hatten, eilte ich ins Badezimmer. Unter der Dusche versprach ich mir selbst zwanzig Mal, meine Leidenschaft an diesem Abend in deutliche Worte zu fassen, die ich gleich auf der Stelle zusammensuchte und formulierte. Beim Verlassen der Dusche schaute ich in den Spiegel, fluchte beim Anblick meiner Augenringe, die noch stärker hervortraten als gewöhnlich. Dann beachtete ich sie nicht weiter und vergeudete rund zwanzig Minuten damit, mir zu überlegen, was ich zu diesem feierlichen Anlass anziehen sollte; ich wollte vorteilhaft aussehen, eine

Absicht, die mich sonst kaum beschäftigte. Gefallen! Gefallen! Bei dem Gedanken zuckte ich auf einmal mit den Schultern. Ich betrachtete meine Nacktheit, wie sie der Spiegel zur Schau stellte: War es wichtig, diese Nacktheit schön zu verhüllen? Seit ich abgenommen hatte, und der Spiegel bezeugte mir dies, waren meine Kleidungsstücke, die ich immer eher groß und bequem gewählt hatte, ein wenig zu weit. Ich ging vor meinem Kleiderschrank auf und ab, ohne mich für etwas entscheiden zu können. Wütend über dieses Ringen um unnötige Raffinesse, schnappte ich mir die erstbeste Hose und das erstbeste Oberteil, die mir in die Hände fielen. Ich zog meinen üblichen Lederblouson über und verließ rasch die Wohnung, da ich fürchtete, zu dieser entscheidenden Verabredung bereits zu spät zu kommen.

Bis A*** mich nach unserem Kennenlernen ins *Café de Flore* mitgenommen hatte, hatte ich es niemals betreten. Ich hegte eine Art Vorurteil gegen diesen Ort, das mit seiner alten »Fünziger-Jahre«-Anmutung zu tun hatte, mit der er für mich untrennbar verbunden war. Meine Abneigung gegen den wehleidigen, völlig verstaubten Intellektualismus, der als Existenzialismus bekannt ist, verband sich mit meinem Misstrauen gegenüber Orten, die aufgrund irgendeiner Bekanntheit eine Mischung aus Künstlern und Intellektuellen anlocken. Dass sich diese Spezies dort versammelte, bedeutete nicht, dass der Ort wirklich Stil hatte, sondern ließ im Gegenteil eher eine unangenehme Atmosphäre erwarten.

Und entgegen der theologischen Vorstellung, nach welcher der Schöpfer über allem steht und ich weder seine Schöpfung noch seine Geschöpfe so hoch verehren kann wie ihn, hatte ich dort, wo ein Werk mich in höchstem Maße bewegte, für den Autor nur Geringschätzung übrig, wenn dieser der tristen Banalität dieses Cafés verfiel.

Wer sich mit denen umgibt, die nur der Hang zur Selbstdarstellung antreibt und vereint, unterwirft sich selbst den Schaulustigen. Einer solchen Götzenmesse beizuwohnen, egal ob als Anhänger, Messdiener oder Totem, widerte mich an. Und als ich zum ersten Mal die Schwelle dieses Tempels überschritt, gab ich nicht seinem obszönen Kult, sondern einzig A***s Wunsch und ausdrücklicher Einladung statt. A*** wohnte ganz in der Nähe und fand es praktisch, sich im Sommer zum Bräunen dort auf die Terrasse zu setzen. Dass wir zu zweit waren, machte mir das Café seltsamerweise erträglich. A*** bewegte sich überall wie auf der Bühne, so dass ich quasi in die Kulissen oder die Garderobe verbannt war, und das passte mir bestens. Mit meinem Betreten des *Flore* wurde ich zu einer Art Double; und nur durch diese spezielle Rolle, die mich vom allgemeinen Wiedererkennungswahn ausnahm, konnte ich mich dort zeigen, ohne mich zur Schau zu stellen.

An diesem Abend begab ich mich, ohne einen Blick auf die Anwesenden zu werfen, zu dem etwas abseits stehenden Tisch, wo wir uns immer trafen und A*** mich bereits erwartete. Das, was ich verkünden wollte und worüber ich auf dem Weg hierher unablässig nachgedacht hatte, nahm

bei A***s Anblick unerwartet Gestalt an, und ich ging sofort zu dem mir so am Herzen liegende Thema über, als wollte ich es nur loswerden. Eine Liebeserklärung ist immer mühsam, und es überstieg meine Geduld, meine verzweifelte Leidenschaft durch lange Worte zu verwässern oder im Detail auf die unerträgliche Verwirrung einzugehen, die in meinem Inneren herrschte. Ich war zu sehr entbrannt, um noch Aufschub oder Erklärungen zu dulden. Meine Absichten waren klar, wurden durch meine Worte aber nur konfus und unverständlich. Ich wechselte wahllos zwischen verschiedenen Erzählsträngen, Abschnitten meines inneren Monologs, Syllogismen und Bildern, zwischen derbster Umgangssprache und gepflegter Hochsprache, zwischen Trivialem und Abstraktem, ohne je den richtigen Ton oder die richtige Form für meine Worte zu finden. A*** ließ erstaunt den ungeahnten, wirren Wortschwall über sich ergehen.

Die Antwort auf meine Liebeserklärung, an der ich so hilflos herumstammelte, fiel indes eindeutig aus. Sie lässt sich im Wesentlichen mit diesem Schiedsspruch zusammenfassen: »Du darfst mich nicht lieben«, und sollte bedeuten, dass A*** nicht zum Objekt meiner Leidenschaft taugte und dass mein Ansinnen unserer Freundschaft schaden würde. A*** habe sich immer vor leidenschaftlichen Bindungen gehütet, die vom Fleisch ausgingen und wenn sie durch Unglück, Verrat oder Zufall zerbrächen, doch nur zu maßlosem Leid führten. Darum sei es das Klügste, von der Idee einer Liebesbeziehung abzusehen, die meine Verwirrung

nur verschlimmern und es uns anschließend verbieten würde, zu der aufrichtigen, beständigen Freundschaft zurückzukehren, auf die wir uns lieber beschränken sollten.

Diese Antwort und die Argumente, die A*** zu deren Rechtfertigung vorbrachte, hätten mich völlig aus der Bahn werfen können; doch sie befeuerten mein Begehren nur noch mehr. Sie ließen Raum, sich zu streiten. Alle angeführten Gründe und die Auffassung von Liebe, die dahinter stand, schienen mir falsch, und das versuchte ich zu beweisen. Sie waren nur ein Vorwand, aber ich wollte die Wahrheit, ich tobte, versuchte sie mit Tricks herauszukitzeln, und kam, als mir das nicht glückte, einfach zu dem Schluss, dass sie zu meinen Gunsten ausfallen würde. Wir diskutierten den ganzen Abend über die faulen Ausreden hinter der Ablehnung und die guten Gründe für meinen Wunsch. Ich führte in allen erdenklichen Tonlagen aus, wie legitim, ja unbedingt berechtigt er war.

Die Zurückhaltung, hinter der A*** sich verschanzte, war mir neu. Die Umkehrung der Verhältnisse zwischen uns war an diesem Abend vollkommen: Ich wurde zum Dämon, und A*** übernahm im Gegenzug die von mir abgelegte Engelsmaske. Das Schlussargument an der Schwelle zum *Eden*, wohin ich A*** begleitete, lautete etwa so: »Deine Freundschaft ist mir wichtig, und eine körperliche Beziehung würde diese unwiderruflich zerstören; also darfst du mich nicht lieben, eine solche Beziehung wäre der Untergang. Bitte mich nicht um etwas, das ich dir nicht geben kann, ohne dich womöglich zu enttäuschen.« Ich gebe hier weder die

genauen Worte des Plädoyers wieder – sie waren sehr viel banaler –, noch die zugrundeliegende Logik – sie war sehr viel undurchschaubarer. Und das kann ich aus einem simplen Grund nicht tun: A*** stellte nie einen Bezug zwischen aufeinanderfolgenden Aussagen her. Aus einem ungeordneten Gemenge an Binsenweisheiten, Feststellungen und lückenhaften Argumentationen fügte ich einen Gedankengang zusammen, eine Synthese, die ich mir dann wiederum von A*** absegnen ließ. Hier beispielsweise ein paar Sätze, die über mehr als eine Stunde gestreut waren: »Wenn ich mit dir schlafe, ist es hinterher nicht mehr dasselbe« und »Ich habe einen schlechten Charakter, niemand erträgt mich lange« und »Wir können nicht miteinander schlafen, wir würden nur aneinandergeraten, weil wir beide nicht die Zügel aus der Hand geben wollen«. Daraus schloss ich stillschweigend, dass A*** die Liebe als Kräfteressen sah und sich eine Beziehung nur als Konfrontation vorstellen konnte, die unausweichlich zu einer schmerzhaften Trennung führte. Ich musste ständig übersetzen und die Worte für mich so ordnen, dass sie mir verständlich wurden. Denkt man sich dazu noch ein paar Missverständnisse aufgrund unserer unterschiedlichen Muttersprachen hinzu, wird man vielleicht die Schwierigkeit meines Unterfangens begreifen.

Obwohl der Widerstand so schwer zu fassen und zu brechen war, war ich nicht bereit, die Waffen zu strecken: Über Wochen hinweg kam ich beharrlich immer wieder auf das Thema zurück und versuchte auf allerlei Umwegen und mit allen Mitteln zu beweisen, dass unsere Zuneigung, wenn

wir meinem Drängen nachgäben und zur Tat schritten, keineswegs ausgelöscht, sondern vielmehr vertieft und gestärkt würde. Taktisch geschickt entwickelte ich das folgende überraschende Argument: dass A*** so wenig prude sei wie von strenger Moral und mithin eine sorglose Zurschaustellung des Körpers ganz gut mit einer tiefen Verachtung desselben einhergehen könne, oder anders gesagt, dass A***s Hemmungslosigkeit nach außen Hand in Hand mit der gezeigten Reserviertheit und Vernunft existiere. Und statt sich über meine Sturheit zu ärgern oder an meinem Drängen zu stoßen, zeigte A*** sich amüsiert. Das war ein gutes Zeichen. Die Bandbreite meiner Möglichkeiten sorgte gewiss für Überraschung; wenn es auch eigentlich üblich ist, Rhetorik, Imagination und Überzeugungskraft aufzubieten, um jemanden zum Sex zu überreden, so ist es doch ein recht verbreitetes und bei Licht besehen eher armseliges Vorgehen. Aber siehe da, in A***s Augen erwies sich die Bedeutung, die ich der Eroberung beimaß, abgelesen an der Energie und der Findigkeit, die ich darauf verwendete, offenbar als so groß, dass sie schmeichelte. Was zunächst wie ein vorübergehendes Strohfeuer der Begierde gewirkt haben musste, gewann mit der Zeit immer mehr an Gewicht.

Unsere täglichen Telefongespräche bestanden nur noch aus einem Spiel: wir malten uns unsere Beziehung aus, für den Fall, dass A*** meinem Wunsch nachgab. Wir stellten einander Hirngespinnste, Träume und Bilder vor. Der Gegenstand unserer Mutmaßungen: Wie konnten wir, ohne dass

es böse endete, in der Nähe einer Beziehung, die nicht nur vorübergehend, sondern von beständiger Zuneigung getragen sein sollte, Vorlieben, Veranlagungen und Herkunft in Einklang bringen, die sich, das fiel uns jeden Tag mehr auf, extrem voneinander unterschieden? Wir diskutierten alles bis ins kleinste Detail aus. Würden wir zusammenziehen? Und falls ja, wie würden wir die Alltagsaufgaben verteilen? Würden wir getrennte Schlafzimmer haben, um uns so vor der Langeweile des Zusammenlebens zu schützen? Und falls nicht, was für Bettzeug würden wir uns zulegen? A*** tendierte zur klassischen Variante mit Laken und Decke, ich hingegen zum praktischeren Federbett.

Dieses sich langsam entwickelnde Gedankenspiel, das in keinem Detail vor Lächerlichkeit oder Banalität zurückschreckte, nahm bis ins Kleinste vertrauliche Züge an und gewöhnte A*** langsam an die Möglichkeit einer Beziehung dieser Art. In der beschwichtigenden Ruhe des Fabulierens löste sich das nicht zu Vereinbarende, Gefährliche auf. Wiederholung und Gewohnheit wirken gegen den Exzess, sie entschärfen; A*** stellte sich nicht mehr zwangsläufig das Schlimmste vor, sagte keine Katastrophen mehr voraus: Die Szenarien wurden immer weniger verheerend. Das Zusammengehen erschien dank der Phantasieübungen nicht mehr ganz unmöglich. Das »Was-wäre-wenn«-Spiel senkte A***s Hemmschwelle. In unserer Vorstellung gehörten wir einander schon jeden Tag; mein Verlangen sah sich in einer Scheinwelt verwirklicht, gewann in der Fiktion ein Leben.

Die Idee eines gemeinsamen Urlaubs, mit der ich insgeheim schon lange liebäugelte, erschien endlich nicht mehr wie eine Falle oder ein waghalsiges Abenteuer. Ich überzeugte A*** davon, kurz vor Weihnachten ganz ohne Hintergedanken ein paar Tage zusammen mit mir nach München zu fliegen, nach Art unseres »Was-wäre-wenn...«-Spiels. Spaßeshalber taten wir so, als würden wir in die Flitterwochen fahren, in denen sich aber selbstverständlich nichts Unschickliches abspielen würde. Eines Morgens, nach einer Arbeitsnacht, nahmen wir den ersten Flug nach München und richteten uns gegen Mittag in einem gemütlichen Hotelzimmer ein.

Das Wetter war während unseres gesamten Aufenthalts erstaunlich schön. A*** hatte eine Zeit lang in der Stadt gelebt und kannte viele Leute. Bei manchen Verabredungen war ich dabei, doch ich nahm mir drei Nachmittage, an denen ich die Kirchen abklapperte und eine schnelle Runde durch ein paar Museen drehte. Es war mir wichtig zu zeigen, dass man beim Zusammenleben in einer Beziehung nicht zwangsläufig erstickte oder sich aufopferte. Trotzdem versuchte ich, A*** das Versprechen abzunehmen, gemeinsam mit mir die Kirche St.*** zu besichtigen, ein kleines barockes Schmuckstück, dessen überbordendes Dekor und übertriebene ornamentale Pracht, wie ich meinte, A*** gefallen würden. Und tatsächlich war hier der barocke Geschmack auf die Spitze getrieben, geradezu verdichtet in den engen Proportionen der Kirche, fing den Blick des Betrachters ein und täuschte ihn mit Trompe-l'œil-Ornamenten oder der

schrecklichen Andeutung eines Beichtstuhls unter einem Totenkopf.

Katholisch und denkbar weit entfernt vom strengen Geschmack der Puritaner war A*** das genaue Gegenbeispiel zum weißen, angelsächsischen und protestantischen Amerika. Der Geist der Gegenreformation entsprach dem perfekt, und indem ich das erriet, bescherte ich A*** ein unverhofftes Vergnügen.

Abgesehen von dieser Kirche hatte München auch einige Discos zu bieten, die wir nicht ausließen. Jeden Abend gingen wir in drei oder vier davon, wobei ich erneut feststellen konnte, wie bekannt A*** überall war: In den zwei Jahren in München hatten sich A*** die Türen zu so ziemlich allen gesellschaftlichen Kreisen der Stadt geöffnet. In jeder Disco wurden wir gleich an einen Tisch gebeten, und man stellte mir eine Menge Leute vor, die ich danach unmöglich wiedererkannt hätte, wäre ich ihnen noch einmal begegnet.

Die Diskotheken in München schließen früher als in Paris, manche dürfen nicht länger als bis zwei Uhr morgens geöffnet sein. Das trieb uns dazu, immer weiterzuziehen, und endete unweigerlich gegen vier Uhr morgens in einem recht versnobten Club, dem *Sans-Nom*, dem bayerischen Gegenstück zum *Apocryphe*, in dem übrigens dieselben angesagten Nachtschwärmer verkehrten wie in allen Großstädten der Welt.

Wir fuhren mit dem Taxi zu unserem Hotel, das nicht sehr weit vom Zentrum und doch weit genug vom Altstadt-kern entfernt lag. Im Hotelzimmer gab es nur ein Bett, in

dem wir nebeneinander einschliefen wie ein Paar, das platonisch zusammenlebt, als wäre Enthaltbarkeit etwas Natürliches, im Voraus Vereinbartes. Dieses Spiel hatte etwas Perverses, und ich ging vor dem Einschlafen gedanklich alle möglichen Folgen eines Regelverstößes durch. Dass A*** zugestimmt hatte, gemeinsam wegzufahren, und es als selbstverständlich erachtete, dass wir zusammen in einem Bett schliefen, konnte ebenso eine Erlaubnis sein, der Versuchung nachzugeben, wie eine Bewährungsprobe für meine Beständigkeit. Die Nähe zu A***s Körper erregte mich, und ich wusste nicht, ob ich diese Erregung zurückhalten oder ihr freien Lauf lassen sollte. Welcher Wunsch, welches geheime Verlangen trieb A*** um? Jede Nacht fiel ein Lichtstreifen zwischen den nicht ganz geschlossenen Vorhängen auf A***s schlafendes Gesicht, und ich hatte große Mühe, mich von diesem Anblick loszureißen. Mein Wunsch wäre gewesen, dass die unfreiwilligen Bewegungen unserer Körper, ihr unbewusstes nächtliches Drehen und Wenden dazu führten, dass wir am Morgen in einer missverständlichen oder irritierenden Position aufwachten. Doch da A*** immer vor mir wach war, wurde jedes zufällige Schwachwerden vereitelt.

Nach dem Mittagessen gingen wir im nahe gelegenen Englischen Garten spazieren. Abends aßen wir gemeinsam mit einigen von A***s Freunden, ehe wir zu unserem nächtlichen Streifzug aufbrachen. In der schneidenden Kälte der Dezembernächte liefen wir von einer Disco zur nächsten durch die Straßen. Am letzten Abend machten wir eine

Abschiedstour. Ich erinnere mich noch an die erstaunliche Stimmung in einer heruntergekommenen Spelunke, einem Treffpunkt für Homosexuelle jeglicher Couleur, dessen Chef, einen ehemaligen Tänzer, A*** bestens kannte. Im Dämmerlicht, das vom Zigarettenrauch und den Ausdünstungen der schwitzenden, eng gedrängten Körper noch undurchdringlicher war, fand eine Travestieshow statt, von der ich allerdings nur wenig sah. Dagegen langweilte mich die unnatürlich steife Atmosphäre des *Sans-Nom*, und wir gingen etwas früher als gewohnt ins Hotel, um zu packen. Ich hatte am Nachmittag die Museen abgeklappert und ließ mich matt aufs Bett fallen, ohne mich erst auszuziehen. Aus den Tiefen einer unnachgiebigen Müdigkeit nahm ich undeutlich wahr, wie A*** sich über mich beugte. Einen winzigen Augenblick sah ich A***s Gesicht ganz nah an meinem und hatte das Gefühl, zugedeckt zu werden. Dann tauchte ich leise grummelnd wieder in den unterbrochenen Traum ab. Später wachte ich noch einmal auf, weil ich eine Berührung zu spüren meinte, und erkannte mit schlafverhangenem Blick zwischen undeutlichen Schatten, wie A*** mich betrachtete. Als ich mich umdrehte, stieß ich an Haut und schob mich tastend weiter vor, bis wir Arm in Arm lagen und ich wieder ganz im Schlaf versank.